

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 71.

Freitag, 24. März.

1916.

Sintje.

(17. Fortsetzung.)

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Clara Hohrath.

Nachdruck verboten.

Dort bernagte sie sich bald, schämte sich ihrer Ungeduld und machte sich von neuem auf den Weg, und dann kam sie von neuem zurück, verstört und entristet. Und wieder und wieder.

Mère Marie sah besorgt diesem aufreibenden Treiben zu. Wie lange würde der junge Körper diese Hektik aushalten, zu der ihn die unruhvolle, verstörte Seele zwang? Glücklicherweise, wenn der Leib eher als die Seele müde zusammenbrach, wenn die Spannung sich in physische Krankheit löste. Die Kranke wollte sie schon pflegen!

Schnell kam es, wie sie gedacht hatte. Langsam kam Sintjes eines Tages heimgeköhlchen, zu Tode erschöpft. Sie wollte nicht mehr kämpfen, nur ausruhen und schlafen. Mère Marie brachte sie zu Bett und sah manche Nacht bei der fiebernden Kranken.

Auf das Fieber folgte eine todesähnliche Schwäche, durch die Mère Maries liebevolle Hand nicht mehr bis zu dem schlummernden Bewußtsein Sintjes durchzudringen vermochte.

Und nach der langen Erschöpfungspause kehrte endlich das Bewußtsein mit allen seinen wieder aufstehenden Erinnerungen und Empfindungen zurück und umdrängte die Patientin mit einer Brandung von Fragen und Anklagen und bangen Zweifeln. In diese sie umwogende ursorlose Lebensflut starrten Sintjes Augen in entsetzter Ratlosigkeit. Wie sollte sie sich aus den bedrohlichen Wogen retten? In ihrer Verzweiflung hatte sie wohl nach dem Lichtstrahl gegriffen, den Jean de Groot ihr entgegengehalten hatte. Aber sie hatte ihn nicht festzuhalten vermocht! Nun trieb sie wieder steuerlos in dem schwarzen Gefäß, müde und hilflos, und hätte rettungslos versinken müssen, wenn sie nicht Mère Maries Hand über sich gefühlt hätte. Aber irgendwo mußte doch die Sonne scheinen und mußte festes Land zu finden sein, worauf sie sich retten konnte. Warum ließ Gott sie so im Dunkeln wahrlos umhertreiben, sie und all die anderen armen Glenden? Warum half Christus ihr nicht, für dessen Gesetz sie doch hatte kämpfen wollen? Sie meinte ihn zur Rechenschaft ziehen zu müssen, warum er ihr bei ihrem nützlichen Werk nicht besser beigegeben hätte, den erlösenden Christus, dessen Leben, Wirken und Sterben sie aus ihrem kostbaren Büchlein kannte, und den sie in ihren Fieberphantasien häufig geschaut hatte: den Christus aus dem Volkshaufe!

Als Sintje, noch matt von der schweren Krankheit, endlich wieder aufstehen und ein wenig umhergehen durfte, schlich sie mit kleinen wankenden Schritten die Gasse hinunter zu dem Volkshaus, zu einer Stunde, wo sie den Portier in der Bibliothek beschäftigt wußte und sie ungeschien in den kleinen Festsaal gelangen konnte. Sie wollte ernsthafte Zwiesprache halten mit dem großen Christusbilde.

„Warum hast du mich nicht stehen lassen im Kampf für dich? Ich habe doch dein Gesetz predigen wollen von ganzem Herzen und habe nur Hohn und Schmach dafür erntet!“

Die ersten, traurigen Augen sahen Sintje durchdringend an. „Haben sie mich nicht auch gekreuzigt?“ fragten sie, und die durchlöchernde Hand hob sich warnend. „Wer bist denn du, die du retten willst, wie ich, der Erlöser, gerettet habe? Meine nicht über die anderen, weine über dich selbst und deine Sünde, Sintje!“

Gebengt schleppte sich Sintje heim.

„Sie haben ihn auch gekreuzigt, Mère Marie, und wer bin denn ich?“

„Du bist eine Kranke, die der Genesung entgegengeht, und die fein demütig stillhalten soll und warten und hoffen“, mahnte die Trösterin.

Neuntes Kapitel.

Draußen wehten die ersten Frühlingswinde. Bis in die engeren Gassen und dunkelsten Keller drang die feuchte, zerfetzende Vorfrühlingsluft, die den letzten Schnee auftaute und alles Menschenblut zur Unrast aufreizte.

Es nahte die Zeit der Unruhen in Brüssel, die Zeit der Wahlen, die mit dem Frühling zusammenfielen.

Abends füllte sich der Pouchenellekeller bis auf den letzten Platz. Sie brauchten keinen Cent Eintrittsgeld mehr zu bezahlen, die sich hier eindrängten. Der Vorhang der Marionettenbühne ging nicht mehr in die Höhe. Die niedlichen Holzkinder Papa Toones stolzierten nicht mehr über die Bretter. Was ging die finsternen Marolliens das bunte Puppenwerk an? Sie wußten kaum noch, wie herzlich sie noch vor kurzem über die Witze der gespreizten Herrschaften gelacht hatten.

Nicht um zu lachen kamen sie jetzt in den Pouchenellekeller, sie kamen, um sich von der alten Geze aufzuwecken und aufzureizen zu lassen.

Die Geze stand an ihrem alten Platz, aber sie hatte die Berte weggeworfen, sie wollte nicht länger das Gesicht der verhassten Polizei versehen. Sie freute sich, je unbotmäßiger ihr Publikum austrat, je lauter sie durcheinander schrien, je wilder sie einander reizten. Die Geze des Pouchenellekellers predigte zornig und hinreichend wie vom Bösen besessen gegen Gott und die Obrigkeit, gegen alles, was Macht und Glück auf seiner Seite hatte. Was Vandervelde mit allen klugen Worten im Volkshaufe nicht zuwege gebracht hatte, das gelang dem zornigen, alten Weibe. Was sie sprach, flog in die Herzen ihrer Hörer wie ein Feuerbrand und entzündete da einen fanatischen Totendrang. Aus dem Pouchenellekeller schlich sich die Revolution in die Straßen Brüssels.

„Laßt es euch ein Reichen sein, wenn ich dahinfahre in meinem Born!“ gellte die Stimme der Geze noch tönend durch den Keller. Dann sank ihr erhobener Arm schlaff hinab, und die hochgeredete, hagere Gestalt fiel lautlos in sich zusammen.

Totenstill wurde es da für einen Augenblick im Pouchenellekeller, so lange der Flügelschlag des Todes die erhitzten Köpfe umwehte. Dann brach das wilde Geheul wieder los und wurde zum Totengesang für die still gewordenen Alte.

Von einem Fenster des Wyks sah Tintje auf den Leichenzug der Großmutter hinab.

Es war ein unabsehbar langer Zug. Was wollten die fremden Menschen alle bei dem Leichenbegängnis ihrer Großmutter? Hatte sie als die letzte lebende Verwandte nicht allein das Recht, hinter dem Leichenwagen herzugehen? War es nicht ihre Großmutter, die sie als kleine, von allen verlassene Waise aufgenommen, versorgt und großgezogen hatte? War sie nicht die einzige, an der sich die finstere Alte noch Liebe und Dank verdient hatte? Trotzdem getraute sie sich nicht, der Toten das letzte Geleit zu geben. Die hatte sie verstoßen und verleugnet, der durfte sie die Schmach nicht antun, als nächste Verwandte hinter ihrem Sarge zu gehen.

Sie mußte an des Großvaters Leichenbegängnis denken. Damals war sie leichtfüßig mitgelaufen, dicht hinter dem schwarzen Wagen her, auf dem der große Kranz weißer Blumen lag. Und sie hatte sich gegrämt, daß der freundliche Großvater, der ihr so viele Zunderherzen geschenkt hatte, seine schönen Blumen nicht mehr sehen und die tröstlichen Worte auf der weißen Totenschleife nicht mehr lesen konnte.

Hier auf der Großmutter Sarg lagen keine Blumen, und statt der alten freundlichen Hospizler schritt ihm ein langer Zug düster dreinschauender Menschen nach. Wie die Großmutter geehrt wurde jetzt im Tode! Aus allen Gassen schlossen sich Leidtragende an. So ein Gefolge wurde keiner Königin zuteil, wie das der Heze des Pouchenellekellers. Eine Regung des Stolzes stahl sich in Tintjes Herz beim Anblick dieses eindrucksvollen Ehrengelichts. Das war ihre Großmutter gewesen, die nur traurige Gesichten gewohnt hatte und niemals glücklich und heiler gewesen war, die sich aufgelegt hatte gegen Gott und nie demütig den Kopf gebeugt und kein Vertrauen gehabt hatte und darum, trotz ihres energischen Willens und ihrer mutigen Tatkraft, nie Erfolg und Lohn gesehen hatte. Nun gab ihr ein ganzes Volk das Ehrengelicht, aber die einzige, letzte von denen, die sie mütterlich an ihr Herz genommen hatte, ging nicht mit in dem Zuge.

Bis ans Kirchhofstor gab der schweigjame Menschen-schwarm der Toten das Geleit. Die Männer hielten die Hüte und Mützen ehrerbietig in der Hand, bis der Sarg ihren Augen entrißt war.

Dann kam plötzlich unheimliches Leben in die stumme Menge. Sie entrollten hastig ihre roten Fahnen und heben die Schilder hoch mit den kühnen Forderungen und noch kühneren Drohungen.

Das Begräbnis der Heze des Pouchenellekellers gestaltete sich zu einer großartigen Kundgebung.

Die singende, heulende Schar wälzte sich, immer anwachsend, die Straßen entlang zu der Place Royale. Die Läden der Privathäuser und der Geschäfte schlossen sich eiligst auf ihrem Wege.

Diese große Manifestation erregte die Gemüter, sie nahen sich aus wie ein Vorpiel zur Revolution.

Von Tag zu Tag wuchsen die Unruhen, mehrten sich die Verhaftungen. Das Militär wurde aufgeboten, die Place Royale, das große monumentale Biered mit dem altherwürdigen Park, der schon so viel Blut und Kampf gesehen hatte, wurde für den Verkehr gesperrt. Die wohlhabenden Bürger schüttelten die Köpfe. Jedes Jahr zur Zeit der Wahlen wurde ja das alte Brüssel ungebüdig und bockte und schlug aus wie ein mutwilliges, sich gegen sein Joch auflehndes, junges Roß; so hoch aber wie in diesem Jahre waren die Wogen des Aufwuhrs noch nie gegangen. Ob sie sich auch diesmal wieder glätten und schadlos verlaufen würden?

Sie glätteten sich. Die Zeit zum Umsturz war noch nicht gekommen. Die Bürger atmeten erleichtert auf.

Die Frühlingsstürme hatten sich gelegt, breit und warm lachte die Sonne. Den Unzufriedenen ging der Atem und die Geduld aus, im Sonnenschein wurde ihnen wohl und warm.

Draußen auf dem Lande blühten die Blumen schon, und im Bois de la Cambre waren die Bänke bei Moeder

Cambre neu gestrichen, und der alte Fiedelmann spielte schon im Freien.

Wie jedes Jahr zogen die „Chasseurs de Prinfers“ aufs Land hinaus nach St. Job, unter klingendem Spiel. Jedes Jahr waren die Marolliens fröhlich mitgezogen, sollten sie dieses Mal zurückstehen? Nein, da warfen sie lieber mit erstaunlicher Behendigkeit die düstere Miene ab, fuhren in die bunten Röcke, schulterten die hölzernen Kinderflinten und reichten sich in den lustigen Zug. Die alte Brüsseler Bwange ging nun wieder um! Purzelbäume schlagend liefen die Ketjes neben den harmlosen Krieger her: „Wohin, ihr Braven?“ — „Auf den Maikaiserjagd!“ — und das breite flandrische Lachen erwachte mit der Bwange.

Mutter Kirche sah sie vorüberziehen und wußte nun, was sie zu tun hatte: sie wollten ihre Feste feiern, die alten leichtsinnigen Brüsseler Kinder, und Feste sollten sie haben, damit ihre Laune wieder freundlich würde. Laßt die alte Kirche nur sorgen, sie versteht sich auf ihre schaulustigen vergnügungs-süchtigen Brüsseler. Sie sollen ihren kirchlichen Onnwegang, ihre Prozession, haben!

Auf der heiligen, alten Grande Place ist es Feiertag. Verschwinden sind alle Blumenstände, bunte Konfettis wirbeln im Spiel mit dem Wind über den großen, rein gefegten Platz, an dessen östlichem Ende in einsamer Größe ein rot und goldener, Pflanzenumbauter Altar aufragt. Die alten, wäiten Gildenhäuser sehen jung und progig drein in ihrer glitzernden Goldverbrämung, mit der sich lachend die Sonnenstrahlen küssen.

Von fernher nähert sich die Musik, die getragene, volltönige Kirchenmusik, die zugleich das Gemüt erhebt und die Sinne erregt. Eine lange, dicht gedrängte Menschenkette zieht sich rings um den großen, leeren, sonnenbestrahlten Platz.

Jetzt kommen sie!

Voraus, auf ihren tänzelnden Pferden, die stolzen Guitden, des Königs eitles Leibregiment, und dann die weißgekleideten kleinen Mädchen mit ihren Blumen-girlanden, die lila umschleierten Jungfrauen Christi mit den goldenen Insignien der Kreuzigung, endlich unter schrankendem Baldachin der von Priestern umgebene Erzbischof mit dem Altarheilighen. Er besteigt in goldgesticktem Gewande den Altar, er hebt die Arme empor und segnet die alte, heilige, schöne Grande Place und seine guten Brüsseler Kinder. Weit hingestreut über den vom Militär umsäumten freien Platz knien, Schneeflocken gleich, die weißen Kinder. Und das Volk, das vor wenig Tagen der Kirche und den verhaßten Pfaffen geflücht hat, steht still und schaut mit andächtigen Augen die bunte, feierliche Pracht.

Nur eine rohe Männerstimme durchkreuzt grell diese beschauliche Andacht: „Seht die Pfaffen! Die schmutzigen Jesuiten, die ehrlosen Betrüger! Unsere Soldaten benutzen sie! Unsere Soldaten im Dienst der schmutzigen Pfaffen — psui! Wer bezahlt sie aber? Ich — und du — und du!“

Was will der aufgeregte Mensch? Er kommt zu spät mit seiner Entrüstung. Ungeklärt wollen die Brüsseler den weihewollen Anblick genießen. Weg mit dem Schreier! Keiner hebt die Hand, den Schutzmann zu hindern, wie er mit schnellem, sicherem Griff den Aufwuhrer faßt und ins Rathaus drängt. C'est bien fait! Wie konnte er so verlegend in die Andachtschauer all der begeisterten Herzen hineinschreien?

Der Priester segnet seine stillen, frommen Kinder.

Gleichgültig und zufrieden schauen die alten Häuser drein. Dasselbe Schauspiel haben sie schon seit Jahrhunderten gesehen, Blut haben sie fließen sehen, Könige sich belustigen und Narren tanzen, nichts überrascht sie mehr.

(Fortsetzung folgt.)



Es ist etwas sehr Heißames, wenn der alte eigene Grund recht entbedt wird. Hernach steht alles viel lauterer. J. A. Bengel.

Berliner Brief.

I.

Also reden wir von meiner Portiersfrau, deren Mann im Felde steht und die mit ihrer Kriegsunterstützung und ihrer Nähmadel für drei Würmer zu sorgen hat. Es ist eine fleißige Frau, und der Schmalhans brauchte nicht gar zu schmal sein, wenn nur ... In der vorigen Woche ging's recht leidlich. Butter? Ja, du mein Gott, die Butterkarte ist pünktlich für Leute, die ihre Stullen did zu streichen und süße Kräpichen zu naschen gewohnt waren. Den Armen ließ der Herr — vormals! — Margarine und Schweinespied wachsen. Freilich, das sind nun auch Luxusartikel für die Reichen geworden. Was tut's? Am Sonntag schmorte die wacker Frau Portier ihre Kartoffeln mit einem Stückchen Käse.

Ein treuer Freund war immer noch geblieben: der liebe, brave Fisch, der Hering! Den Engländern und ihren großen Schiffen drehte der kleine Nerl ein Schnippchen, ohne Furcht vor ihren Torpedos kam er, ganz wider seine Gewohnheiten, in hellen Scharen durchs Kattegat geschwommen, zu „gastlichem“ Besuch der deutschen Ostsee. Wir nahmen ihn gut auf.

Doch was ist das? Wie erklärt es sich? Je billiger der Hering im Wasser, so teurer wurde mit einemmal der Hering im Salz! Der Berliner Händler — oder war's sein Lieferant? — begriff die Gunst der Zeit, auf der sein gepökelter Fisch fröhlich schwimmt, und er ließ ihn emporschnellen von zehn zu fünfzig Pfennigen! An anderen Orten gibt's der Hering billiger. Der Berliner Platz hat heute vor allen deutschen Städten die höchsten Vorzugspreise. Was im München oder in Glatz einen Groschen kostet, kostet hier deren zwei oder drei. Die Differenz bezahlt man für das stolze Gefühl, Bürger der Reichshauptstadt zu sein.

Meine redliche Portiersfrau weiß von diesem Stolz nichts. Sie seufzt: Wäre ich doch in Treuenbriegen geboren! Wozu freilich zu bemerken ist, daß die Geburt, wann auch ihre vorsichtige Wahl manchen gegen des Lebens Wagnis schützt, vor den Verordnungen des Aufenthaltsortes wirklich nicht in Frage kommt. Wir leben nicht mehr im Zeitalter Friedrichs des Großen, der jedem seiner Untertanen von Fall zu Fall die Erlaubnis zu einer Reise erteilte oder verweigerte, und der dem Junker, dem Bürger und dem Handwerksburschen das Reisegeld — zwar nicht schenkte, aber nach sicheren Staffeln vorschrieb. Frei wie der Luftzug reist der Deutsche, wenn er's bezahlen kann, und frei siedelt er sich an in deutschen Landen, wo's ihm beliebt. Berlin — der geborene Berliner ist in Berlin ziemlich selten — wurde groß durch die Freizügigkeit.

Ist nun ganz Deutschland zu einer einzigen riesigen Heimatgemeinde geworden, so empfindet man's als naturwidrig, daß es von den Lebensmittel- und Marktvorschriften der Gemeinden partikularistisch zerhackt wird, in Teile und Teilschen, von deren Vielheit die Vorfahren in den Duodezzeiten nichts ahnten. Zugesehen, daß die verschiedenartigen örtlichen Verhältnisse Berücksichtigung verdienen. Man könnte ja einzelne Ausnahmebestimmungen zulassen; zunächst aber sollte die Reichsmehl-, die Reichsbrat- und die Reichsbutterkarte eingeführt — und Geklung verschafft werden dem Reichsgrundgesetz: „Vor der Kuh und dem Kornfeld sind alle Deutschen gleich.“ Es ist ungerächt, die großen Städte, zumal Berlin, dafür büßen zu lassen, daß sie kein ihren Menschenmassen entsprechendes Acker- und Weideland zum Gürtel haben.

Um nun wieder auf besagten Hering zu kommen! Ich fürchte, er fühlt sich, nur wenn er Berlin erblickt, im Werte so unverschämte gehoben! Wo die Butter und die Kartoffel rar, dort darf, denkt sich der Händler, der Hering mit seiner Unentbehrlichkeit rechnen und noch mehr Salz im Ladenpreis als im Kasse haben. Da soll aber doch endlich der Teufel dreinsfahren — oder wenigstens die Berliner Behörde! Was nützt meiner Portiersfrau der festgesetzte Höchstpreis für den Hosen- und Schweinebraten, den sie doch nicht bezahlen kann, wenn die Heringsbörse ihr den Kalkülisch höher und höher treibt? Die deutsche Organisation ist das zweite Wunder der unerhörten Kriegszeit. Ihr wird dereinst nächst dem Geere die Siegespalme gereicht werden. Nur gerade in der Reichshauptstadt steht sie auf der Höhe nicht. Ihre örtlichen Unvollkommenheiten machen den Druck der Umstände empfindlicher, als es nötig wäre. Wir haben bei zweimäßiger Verteilung Butter genug in Deutschland, auch in Preußen, auch

in der Mark. Trotzdem konnte es geschehen, daß sich hier vor den Buttergeschäften immer wieder Hunderde von Hausfrauen häuften, um stundenlang zu barren und zuletzt zu erfahren, daß heute der Vorrat „alle“ sei. Nach vielen Wochen erst kam der Berliner Butterzentrale die Erlaubung, daß sie den Kreis der zur Zwangsabgabe verpflichteten großen Molkereien erweitern müsse. Bis die neue Ordnung im Gange war, verging nun wieder eine bittere Zeit! Ähnlicher Mangel an Voraussicht verursachte Störungen in der Wehl- und Kartoffelzufuhr. Was getragen werden muß, wird von allen willig getragen. Aber unnötige Schwierigkeiten, von Fehlern der Verwaltung verschuldet, verstimmen die Bevölkerung. Man hört manchen, der im Prinzip durchaus für das freie Gemeindefstatut eintritt, in diesen Tagen bekennen, daß es besser gewesen wäre, das militärische Kommando hätte die Lebensmittelversorgung Berlins in die Hand genommen.

Vom Wogen her hat der Wunsch nach absoluter Reichseinheit eine entschiedene Stärkung erfahren. Wir wollen Reichsbrot! Wir wollen Reichsbutter! Wir wollen einen Reichshering! Das Reich wäre am Ende auch mächtig genug, sich nach den Souböcon und Wildsäuren umzusehen, die in diesem Jahr in den Gebieten großer Jagdlänge einer ungewöhnlichen Schonung gewissen, als warteten sie — ein Jagdmann zählte ihrer 150 000 Stück! — auf die Tage, in denen man Schwarzwild um jeden Preis laufen würde. Meine brave Portiersfrau freilich verzichtet für jetzt und künftig auf das Wildbret. Für sie und die Millionen Kleinbürger ist der Hering wichtiger. Und die Verwöhnten? Neht kommt das Frühjahr. Gibt der Himmel Regen und Sonnenschein, sprießt eine ergiebige Saat im Vaterlande, so wird das Vieh sein Futter haben und der Mensch sein Vieh.

Hermann Kienzl.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

1915 — das Jahr der Brücken. Das Kriegsjahr 1915 — ausgezeichnet in der Geschichte der Menschheit durch eine ungeheure Anhäufung von Vernichtung und Fortschritt, von Erfindungen und Taten hervorragender Art, die einerseits der modernsten Vernichtung, andererseits der modernsten Rettung von Menschenleben und Menschenkraft dienen, war auch ein Ausnahmejahr in der Geschichte der Technik. Und nicht nur auf Kampfsmittel beschränkten sich die außerordentlichen technischen Leistungen der bisherigen Kriegszeit — auch die Zerstörung und die Konstruktion der dem friedlichen Verkehr dienenden Anlagen hat in der allerjüngsten Vergangenheit alle bisherigen Rekorde übertroffen. So war in dieser Zeit auch die Geschichte des Brückenbaues die bewegteste und bedeutendste, seit es überhaupt Brücken moderner Konstruktion gibt. In West und Ost, in Polen, Flandern und Frankreich, fielen die hervorragendsten Brückenbauten der bitteren Rohverdrängung des Krieges zum Opfer. Die berühmten Marne-Brücken wurden von den Franzosen aus taktischen Gründen zerstört, und auch auf dem Balkan wüthete das Dynamit, dem eine der größten Eisenbahnbrücken auf dem Kontinent, die Belgrader Bahnbrücke über die Sava, zum Opfer fiel. Doch während auf der alten Erde die Brücken vernichtet wurden, war die Technik in Amerika damit beschäftigt, die neue Welt mit neuen Wunderwerken des Brückenbaues zu versehen. So war das Jahr 1915, wie im „Engineering Record“ in einem übersichtlichen Artikel ausgeführt wird, ein Rekordjahr für den amerikanischen Brückenbau. Mehrere die bisherigen Leistungen weit übertreffende Brückenbauten wurden in Amerika während des Krieges teils begonnen, teils bereits zu Ende geführt. Die neue Brücke in Québec, deren Bau der Vollendung entgegengeht, hat die größte Spannweite aller Brücken der Welt, nämlich eine Bogenspannung von 1800 Fuß. Bisher wurden zum Bau dieser Brücke 63 000 Tonnen Stahl verbraucht. Eine andere hervorragende Neukonstruktion ist die bereits fertiggestellte Cleveland-Brücke, deren Spannweite von 591 Fuß die drittgrößte aller bestehenden Brücken ist. Beim Bau dieser Brücken wurden auch neue Sicherheitsvorrichtungen zum Schutze der Arbeiter erprobt, die sich als so gut erwiesen, daß bei beiden Bauten kein einziger Unglücksfall mit tödlichem Ausgange sich ereignete. So bedeutete das Kriegsjahr 1915, das auf der einen Seite so viel Zerstörung von Kunstbauten sah, auf der anderen Seite einen Aufschwung im Brückenbauwesen, der eine neue Ära dieser Technik anzeigt.

Bei unseren Bundesbrüdern. Ein Liebesgaben-transport nach Konstantinopel (größtenteils aus Stiftungen der hannoverschen Kellerei bestehend) ließ uns einen Einblick in die Lebensbedingungen unserer Bundesgenossen tun. Es sei zum Troste der deutschen Hausfrau gesagt, daß sie alle nichts zu lachen haben. Überall ist irgend etwas knapp und teuer. In Pest, wo wir unseren ersten Aufenthalt wählten, gab es an einem fleischlosen Tag Brathuhn, Omlette mit „Schinken“, Beuschel und andere Gerichte, die man bei uns zu Fleisch zu rechnen genötigt ist; aber je weiter man nach dem Orient kommt, desto mehr nimmt die Fleischnot ab. Die Damen wird es interessieren, daß, je weiter man nach dem Orient kommt, desto kürzer die Röcke — und desto höher die „Häden“ werden. Es ist gerade erstaunlich, wie die Bewohnerinnen Konstantinopels mit solchen Absägen über das reichlich wellige Pflaster ihrer Vaterstadt hinwegkommen. Zur Verbreitung der sogenannten „Deutschen Mode“, die darin besteht, daß man in Paris, New York und Wien ebenso angezogen herumläuft wie in Berlin, hat das Modehaus Gerson das Pera-Palace zur Operationsbasis seiner Tätigkeit ausgesucht und soll sehr gut dabei abkömmliden. Durch unsere Liebesgaben, die für die deutsche Militärmission und türkische Truppen bestimmt waren, kamen wir mit ersterer in Beziehung und wurden auch von Biman-Sanders, dessen jugendlich-elastisches Auftreten wir schon beim Seelenheil zu bewundern Gelegenheit hatten, empfangen. Ewer-Pascha, an dem wir ebenfalls empfohlen waren, weilte zurzeit in Jerusalem. Die Abfahrt des Ballonzuges, der uns nach Berlin zurückbrachte, ist eine Art gesellschaftlichen Ereignisses. Der Bahnhof wimmelte von Menschen: es sah aus wie bei einem Rennen. Auch die Modedamen von Gerson waren anwesend. Der moralische Eindruck dieses Zuges ist ungeheuer. Wo er hinkommt, erregt er heute noch Aufsehen; dabei soll er sich ganz gut rentieren. Über die militärischen Eindrücke darf ja der Zensur wegen nichts gesagt werden. Doch sei immerhin festgestellt, daß der Deutsche alle Ursache hat, stolz zu sein, was unsere so zahlreichen Feldgrauen, hauptsächlich Spezialtruppen, im Verein mit unseren Bundesbrüdern, in deren Vordern leisteten. W. C. H. (Wiesbaden). (Zens. W.)

Die französische Zensur. Im, wegen seiner Freiheit, so berühmten Frankreich ist im Verlaufe des Krieges das Erlassen von Verboten eine beliebte Gewohnheit der verschiedenen Behörden geworden. Man weiß, daß die französische Zensur durch ihre ebenso despotische wie in den meisten Fällen lächerliche Strenge schnell eine Art trauriger Weltberühmtheit erlangt hat. Da aber die Militärbehörden genug Ehrgeiz besitzen, um nicht hinter der Zensur zurückstehen zu wollen, geben auch sie sich alle erdenkliche Mühe, den papiernen Muth der mannigfachen Besordnungen eifrig zu vermehren. Das neueste, mit einer Anzahl von Einzelbestimmungen, Paragraphen, Daten und Unterschriften geschmückte Zirkular der französischen Hoherverwaltungs bestimmt, daß auch die Barttracht der Soldaten von nun an unter dem scharfen Blicke strenger Zensurbefehle steht: fächerförmige oder viereckige Bärte sind in Zukunft in der Armee verpönt! Zwar geht man nicht so weit, den französischen Kriegern des Zuges jedlicher Art von Kinnbärten zu untersagen oder gar zu verlangen, daß sie sich jeden Morgen im Schützengraben unter dem Feuer der feindlichen Artillerie kunstfertig glatt rasierten. Doch fächerförmiger oder viereckiger Bartwuchs ist hinfür verpönt. Der Kinnbart muß so geschnitten werden, daß er nach unten spitz zuläuft. Spitzbärte, das ist die neueste Lösung. So wird denn dem Poilus, dessen Name nichts anderes als der „Wärtige“ bedeutet, sein größter Stolz beschneitten. Und wer noch keine Ehre für diese Operation besitzt, möge sich — so empfiehlt der „Gaulois“ lastisch — an die Zensur wenden, die mit diesen Instrumenten ohnedies allzu reichlich versehen ist. Aber warum, so wird man fragen, darf es denn gerade nur der Spitzbart sein? Ganz einfach — weil jede andere Bartform das vorschriftsmäßige Ansehen der Gaschirmarten behindert. Hinfür werden also die „Poilus“ dem Spitzbart huldigen, wie er zur Zeit Heinrichs III. Mode war. Unter der Regierung Ludwigs XIII. trug man in Frankreich den dünnen, ausgezwickelten Schnurbart und auf dem Kinn nur ein kleines Wärtchen, „Bliche“ genannt, und damals, wie auch noch in späteren Zeiten, herrschte auch eine Art von Barttracht. Unter Louis-Philippe mußten die Beamten, Gerichtspersonen und Seeleute vorschriftsmäßige Bardenbärte — „Favoriten“ — tragen. Erst die dritte

Republik führte mit der Proklamtion der Menschenrechte die Freiheit der Barttracht wieder ein, und der Regierung Poincarés blieb es vorbehalten, den Bart von neuem mit der Ehre der Zensur zu beehren.

London im Schnee. Die Schneefälle, von denen London in den vergangenen Märztagen heimgesucht wurde, werden in der gesamten englischen Presse wegen ihrer ungewöhnlichen Heftigkeit besprochen. Infolge seiner insularen Lage und der starken Nebelbildung vergeht der Winter in England meist völlig ohne merkbaren Schneefall. Wie die „Daily News“ versichern, hat man in England seit dem Jahre 1855 keinen derartigen Schneefall erlebt. Ein solches Schneewetter ist in England etwas so Ungewohntes, daß es höchstens einmal in 30 Jahren beobachtet werden konnte. Doch wie so vieles im Verlaufe des Krieges der Engländer bittere Enttäuschungen bereitet, hielt auch der Schnee nicht, was man sich von ihm versprochen. Man hatte sich nämlich in London dem angenehmen Glauben hingegeben, daß der Schnee die Zepeline abhalten müsse, der britischen Hauptstadt einen ihrer so gefürchteten Besuche abzuweisen. Daß dies nicht der Fall war, macht den Londonern den Schnee noch unheimlicher als die zahlreichen, durch die Schneemassen verursachten Unfälle und Verkehrsstörungen.

Das Märchen vom Regen nach den Schlachten. Es gibt wohl wenige Leute, die noch nicht die merkwürdige Behauptung vernommen haben, daß die Schlachten meist heftige und anhaltende Regengüsse im Gefolge haben und daß die Regenfälle in einer Gegend um so stärker seien, je stärker der Kampf daselbst gewüthet habe. Und solche Behauptungen werden nicht nur verbreitet, sondern auch weitläufig begründet, ohne daß man sich überhaupt von ihrer Richtigkeit abzuleugnet. Nichts erscheint, so meint man, einfacher: durch das Feuern der Geschütze werden die Luftschichten erschüttert, und dann muß eben Regen fallen, wie das Obst von den Bäumen fällt, wenn man sie schüttelt. Außerdem ist vielfach die Ansicht verbreitet, daß der durch die Tätigkeit der Geschütze erzeugte Rauch und seine Staub die Feuchtigkeit in der Luft anziehe, die dann in Gestalt von Regentropfen auf die Erde herabfalle. In Wirklichkeit aber konnte man gerade im Verlaufe dieses Krieges die Beobachtung machen, daß die Meinung, Kriegszeiten seien reicher an Regen als Friedenszeiten, durchaus irrig und haltlos ist. Doch davon abgesehen muß man feststellen, daß diese Ansicht auf Zeiten zurückgeht, in denen es weder Artillerie noch Schießpulver gab, nämlich bis zur Zeit der klassischen Römer. So erzählt Plutarch, daß Regengüsse häufig nach den Schlachten auftraten, „sei es, weil die Götter auf diese Weise die bestellte Erde reinigen wollen, sei es, daß die Luft durch den Dunst des vergessenen Mutes verdrängt werde“. Daß auch heute noch das Märchen vom sogenannten „Schlachtenregen“ erzählt und geglaubt wird, geht aus den zahlreichen Veröffentlichungen über diese Frage hervor, die jetzt noch z. B. in englischen Tageszeitungen, wie der „Monthly Weather Review“, aufklingen.

Die große Vorliebe für Stoffeinsätze in den Schuhen scheint im Frühjahr noch zuzunehmen. Nur sind sie nicht mehr so auffällig wie im Winter, sondern neigen mehr und mehr zum Schwarz, Dunkelgrau, Dunkelbraun, Dunkelblau und ein tiefes, schmutziges Grün zeigen aufs deutlichste diesen Übergang an. Dabei zeigt erfreulicherweise der moderne Frühjahrsschuh eine immer breiter werdende bequeme Form und nur noch einen mittelhohen, auch etwas breiteren Absatz. Es gilt schon nicht mehr als vornehm, einen zu hohen und zu geschweiften Absatz zu tragen. Diesen überläßt man schon heute gern jeder Frauenwelt, deren Aufgabe es nun einmal ist, die Aufmerksamkeit durch möglichst auffallende Kleidung auf sich zu lenken. Die Frau mit feinem Geschmack wählt heute fast durchweg den schwarzen Lederstiefel mit stumpfem oder glänzendem Lederbesatz und Ledersack oder aber den Nips- oder Luststiefel mit Ledersack. Während Ofen und dunkelfarbige Einsätze mit dazu passenden Strumpf trägt sie nur bei besonderen Gelegenheiten. Nachmittags, Theater oder Konzert. Wenn sie den ausgeschnittenen Halbschuh trägt, so täuscht doch die dicke kreuzweise Verschmierung mit zersingerbreitem Nipsdand, gleich den Kreuzschneidern unserer Großmütter über gleichfarbigem Seidenstrumpf, den hohen Stiefel vor. Nur die Bequemlichkeit und hygienische Forderungen sind bei seiner Wahl maßgebend.